

Reichtum für alle

Die Bedeutung der ostkirchlichen Spiritualität für das westliche Christentum

Vortrag von P. Dr. Gregor Hohmann OSA, gehalten in Salzburg am 6.10.1999,
anlässlich der 75-Jahr-Feier der Catholica Unio

Wir leben in einer Zeit, in der die christlichen Kirchen das große Klagelied angestimmt haben: über eine ständig fortschreitende Verweltlichung der Gesellschaft und über das Verdunsten des christlichen Glaubens. Das herannahende Jubiläumsjahr 2000, das dem Gedächtnis der Geburt Jesu Christi vor 2000 Jahren gewidmet ist, scheint vielen weniger ein Grund zum Jubel als vielmehr zu banger Sorge zu sein. Sie fragen sich, ob das Christentum am Ende des zweiten Jahrtausends seines Bestehens nun selbst an ein Ende gekommen ist. Angesichts immer leerer werdender Kirchen, angesichts des scheinbar bevorstehenden Aussterbens der Klöster und der immer kleiner werdenden Zahl von Priestern, die längst keine flächen-deckende Seelsorge mehr garantieren können, nicht einmal in den rein katholischen Regionen, scheinen die Pessimisten recht zu behalten.

Die Frage ist nur: Haben Christen je das Recht Pessimisten zu sein? Hat der Herr jemals an einer Stelle des Neuen Testaments verheißen, dass seine Anhänger eine große, prächtige, einflussreiche und mächtige Weltreligion sein werden? Hat Er nicht deutlich gesagt: „Ein Knecht ist nicht größer als sein Herr. Haben sie mich verfolgt, werden sie auch euch verfolgen (Joh 15,20).“ Dann ist da noch das Wort: „Fürchte dich nicht, du kleine Herde (Lk 12,32).“ Eines lehrt uns jedenfalls die Kirchengeschichte: Immer wenn die Kirche äußerlich klein und schwach war, dann war sie innerlich stark und imstande, eine große Zahl von Märtyrern und Bekennern und anderer Heiliger hervorzubringen. Immer jedoch, wenn die Kirche äußerlich zahlreich, mächtig und reich war und ihre Mitglieder sich kaum noch von ihrer nichtchristlichen Umwelt unterschieden, dann traf auf sie das Wort Jesu zu: „Wenn das Salz schal geworden ist, womit soll man es dann salzen? Es taugt zu nichts weiter, als dass es hinausgeworfen und von den Menschen zertreten wird (Mt 5,13).“

Das ist es, was dem Christentum heute weithin fehlt: das Salz. Deshalb hinterlässt es bei so vielen einen faden Geschmack. Wie aber können wir unser Christentum wieder schmackhaft machen? Ist sein „Salzvorrat“ erschöpft? Keineswegs! Salz ist in Hülle und Fülle vorhanden. Ersetzen wir nur den Begriff „Salz“ durch den Begriff „Geist“ oder „Spiritualität“, dann wird sofort klar, dass es davon unerschöpflich viel gibt. Es geht wohlgerne nicht um eine allgemeine Vergeistigung der Gesellschaft, die man eher mit Spiritualismus bezeichnen könnte. Anhänger einer derartigen Vergeistigung sind allenfalls Schöngeister, die beim Hören einer Mozartsymphonie ins Schwelgen geraten, denen aber gleichzeitig der Zustand der Welt völlig egal ist. Spiritualität, die hier gemeint ist, dreht sich um das Leben und um die Wirksamkeit des Geistes, aus dem die Kirche lebt, um den Heiligen Geist, die dritte Person der Heiligen Dreifaltigkeit. Wenn wir unserem Thema entsprechend einen ersten Vergleich zwischen westlicher und östlicher Spiritualität ziehen wollen, dann könnte man sagen, dass die westlichen Christen unter Spiritualität oft zu sehr eine introvertierte, abstrakte, reine Geistigkeit verstanden haben, während sie für die östlichen Christen die Erfahrung der Wirksamkeit und Aktivität des von Gott durch Jesus Christus gesandten Parakleten, des Heiligen Geistes ist.

Genau diesen Vorwurf der Vernachlässigung des Heiligen Geistes muss sich das westliche Christentum vom östlichen machen lassen, vor allem seit die lateinische Kirche, beginnend in Spanien im 6. Jahrhundert, dann ab dem 8. Jahrhundert im Frankenreich und schließlich unter Papst Benedikt VIII. auf Drängen Kaiser Heinrichs II. (1002-1024), eine Neuerung in das gemeinsame Credo einfügte, nämlich das „filioque“. Bis dahin hatten Ost- und Westchristen gemeinsam bekannt: „Ich glaube an den Heiligen Geist, der vom Vater ausgeht“. Nun heißt es bei den Lateinern: „Der vom Vater und vom Sohn ausgeht“ (qui ex patre filioque procedit). Die Orthodoxen haben diesen Zusatz stets als unerlaubte Eigenmächtigkeit abgelehnt, hatte doch das Konzil von Konstantinopel ausdrücklich festgelegt, dass zum Glaubensbekenntnis, wie es in Nizäa 325 und in Konstantinopel 381 formuliert worden war, niemand jemals etwas hinzufügen oder weglassen dürfe. Das war jedoch nicht der einzige Grund der Ablehnung; man war auch der Überzeugung, dass die Lehre vom „doppelten Hervorgang des Heiligen Geistes aus Vater **und** Sohn“ theologisch ungenau und damit gefährlich sei. Allenfalls konnte man sich auf die Kompromissformel einigen „der vom Vater **durch**

den Sohn ausgeht“, wie es auf dem Konzil von Ferrara-Florenz (1438/39) geschehen war. Es lässt sich sagen, dass das Filioque - mal mehr und mal weniger - bis zum heutigen Tag neben der Frage um den Primat des Papstes und seine Unfehlbarkeit der Hauptstreitpunkt zwischen Ost- und Westkirche geblieben ist.

Die Schädlichkeit der Filioque-Lehre sieht der Osten darin, dass sie die Gefahr in sich birgt ‘ dass die unterschiedlichen Eigentümlichkeiten der drei göttlichen Personen verwischt werden. In der Westkirche hat das ja auch tatsächlich dazu geführt, dass der Heilige Geist in der Feier des Kirchenjahres und in der Frömmigkeit der Gläubigen ein Schattendasein führt. Ein bekannter Theologe bemerkte dazu: „Man konnte einem Geistlichen in den westlichen Ländern kaum etwas Schlimmeres antun, als dass er eine Predigt über den Heiligen Geist halten sollte.“ Im Osten ist der Heilige Geist dagegen ein Lieblingsthema. Durch die Sendung des Heiligen Geistes wird für die Menschen erkennbar, dass der dreifaltige Gott keine in sich geschlossene Wesenheit ist, die sich für seine Geschöpfe nicht interessiert, sondern eine an Welt und Menschen äußerst interessierte Dreiheit, die wir mit dem menschlichen Begriff „Personen“ benennen, weil sie uns ganz „persönlich“ begegnen. So könnte man bei aller Unzulänglichkeit der Worte sagen: Der Heilige Geist ist der **Gott in uns**, der Sohn der **Gott mit uns**, und der Vater der **Gott über uns** oder **außer uns**.

Lauschen wir dem herrlichen Gebet des Synesius von Cyrene (+ ca. 415) an die Heilige Dreifaltigkeit nach:

*Gegrüßt seist du, Vater, Ursprung des Sohnes,
du Sohn, Bild des Vaters;
Vater - der Grund, auf dem der Sohn steht,
Sohn - das Siegel des Vaters;
Vater - die Kraft des Sohnes,
Sohn - die Schönheit des Vaters;
Allreiner Geist - Band zwischen Vater und Sohn.
Sende, Christus, den Geist;
sende meiner Seele den Vater;
tauche mein dürres Herz in diesen Tau,
die beste aller Gaben.*

Gott sei Dank hat sich in der katholischen Kirche seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil vieles geändert. Eines der größten Verdienste des Konzils ist es, dass es die Bedeutung des Heiligen Geistes im Leben der Kirche wiederentdeckt hat, wenigstens in den veröffentlichten Dokumenten. Abt Emmanuel Heufelder von Niederalteich nannte darum das Vatikanische Konzil ein „neues Pfingsten“. Ein für alle sichtbares und hörbares Zeichen dieses neuen Bewusstseins für die Rolle des Heiligen Geistes ist die Wiedereinführung der Epiklese, der Herabrufung des Heiligen Geistes auf die Opfertgaben innerhalb des Geschehens, das wir allgemein „Wandlung“ zu nennen pflegen. In der Ostkirche hat man sich nie den Kopf darüber zerbrochen, an welcher Stelle des Messkanons, oder wie man im Osten sagt der Anaphora, die Wandlung von Brot und Wein in Christi Leib und Blut erfolgt. Sicher ist nur, dass Wandlung nicht allein durch das Aussprechen der Einsetzungsworte Jesu erfolgt, sondern dass Wandlung erst vollendet ist, wenn der Priester Gott Vater angerufen hat mit den Worten: „Mache dieses Brot zum kostbaren Leib Deines Christus - und was in dem Kelch ist, zum kostbaren Blut Deines Christus - und verwandle sie durch Deinen Heiligen Geist.“ Im erneuerten römischen Ritus findet sich die Epiklese - leider schon vor den Einsetzungsworten - in folgender Form vor: „Sende Deinen Geist auf diese Gaben herab und heilige sie, damit sie uns werden Leib und Blut Deines Sohnes, unseres Herrn, Jesus Christus.“ Auch im römischen Ritus kommt jetzt also deutlicher als früher zum Ausdruck, dass es nicht der Priester ist, der wandelt, sondern dass er nur der Bevollmächtigte ist, der den Heiligen Geist auf die Gaben herabrufft, damit Er sie verwandle.

Ähnlich ist es auch bei allen anderen Sakramenten. Ohne das Wirken des Heiligen Geistes geschieht nichts. Auch in der Beichtformel der römischen Kirche wird jetzt der Geist erwähnt, wenn der Priester spricht: „Gott, der barmherzige Vater, hat durch den Tod und die Auferstehung seines Sohnes die Welt mit sich versöhnt und **den Heiligen Geist** gesandt zur Vergebung der Sünden.“ In einigen Ostkirchen, wie zum Beispiel bei den Kopten Ägyptens, wird selbst bei der Wahl des neuen Patriarchen dem Heiligen Geist noch

Raum gegeben, und zwar dergestalt, dass Zettel mit den Namen von drei Kandidaten in einen Kelch gelegt werden. Sodann bekleidet man einen kleinen Knaben mit einem Diakongewand und lässt ihn einen Zettel aus dem Kelch ziehen. Der so Gezogene ist der neue Patriarch. So haben es ja schon die Apostel gemacht, als sie den Nachfolger für Judas bestimmen mussten. Durch Losentscheid kam Matthias in das Zwölferkollegium.

Weit mehr als es die Kirche des Westens tut, betont die Ostkirche immer wieder, dass der göttliche Geist das Fundament und die Grundlage unserer christlichen Existenz, ja unseres ganzen Christseins ist. Aus diesem Grund wurden wir im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes getauft. Das ist keine leere Formel, sondern bedeutet, dass wir wirklich ein neues Leben begonnen haben. Der heilige Athanasius, der Kirchenvater aus dem 4. Jahrhundert, sagt: „Wenn wir an den Heiligen Geist nicht glauben, dann hat auch unsere Taufe nicht die Fülle des Heils.“ Es geht also im Leben des Christen um ein Leben aus dem Geist. Fragt man einen Christen des Westens, worum es im christlichen Leben letztlich geht, wird man wahrscheinlich die Antwort erhalten: Es geht darum, ein anständiger Mensch zu sein und die Gebote zu halten, nach dem Motto „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut“. Das ist im Prinzip nicht falsch, aber es ist nur die halbe Wahrheit, denn ohne die mächtige Wirkung des Heiligen Geistes kann auf die Dauer kein Mensch „edel, hilfreich und gut“ sein.

Ein besonders wichtiger Aspekt ist auch folgender: Spiritualität, das heißt Umgang mit dem Heiligen Geist und seinen Gaben, ist keine Sondererscheinung für bestimmte, auserlesene Gruppen, etwa der sogenannten Charismatiker. Spiritualität ist vielmehr etwas, was alle Glieder der Kirche angeht; sie ist das Lebensprinzip des Organismus Kirche, der göttliche Atem, der die Kirche belebt und zusammenhält. Das ist es, was heutzutage so viele Christen, vor allem des Westens, nicht begreifen wollen. Kirche ist keine Organisation nach dem Vereinsrecht, jedenfalls ist sie das nur zu einem geringen Teil. Äußere Strukturen sind nicht das Wesen der Kirche. Immer wenn reformfreudige Christen nur Strukturen verändern in der Kirche, dann wird damit kaum die bessere, vollkommene Kirche erreicht werden. Die unzähligen Reformen und dann wieder die Reformen der Reformen, die wir alle in den letzten Jahrzehnten in unserer Kirche erlebt haben, haben nicht das erhoffte Ergebnis gebracht. Reformieren mit spürbar positiver Wirkung kann letztlich nur der Heilige Geist, das Lebensprinzip dieser Kirche. Wirken kann Er jedoch nur, wo man Ihn wirken lässt. Wenn alle Reformbemühungen so wenig oder gar keine Wirkung zu zeigen scheinen, muss es wohl daran liegen, dass wir, die Christen, den Heiligen Geist nicht genug an uns herangelassen haben. Welche Wirkungen der Heilige Geist haben kann, drückt in unnachahmlicher Kürze das Pfingsttroparion aus: „Alles gibt der Heilige Geist: Weissagungen lässt Er hervorquellen, vollendet Priester, die Unwissenden lehrt Er Weisheit, Fischer macht Er zu Gottesgelehrten. Er stiftet seine heilige Kirche. Dem Vater und dem Sohn wesensgleich, mit beiden gleichen Thrones, Tröster Geist, Ehre sei Dir!“

Im Grunde ist das Ringen um die rechte Spiritualität nicht eine Sache nur einer Konfession. Es gibt eigentlich keine katholische oder orthodoxe, sondern nur eine christliche Spiritualität, denn „Leben in Christus ist christliches Leben, Leben im Heiligen Geist ist geistliches Leben nach dem Willen Gottes durch die Teilhabe der Erlösten und Geheiligten am Leben der göttlichen Dreifaltigkeit“ (Katharina Beta, Die russische Seele, S. 73). In der Praxis lassen sich allerdings doch bestimmte Unterschiede erkennen. Das griechische Wort „Orthodoxie“ bedeutet nämlich nicht nur „rechter Glaube“, sondern zugleich auch „rechter Lobpreis“. Damit ist gesagt, dass die Glaubenswahrheiten für den orthodoxen Gläubigen niemals nur mit dem Verstand festzuhaltende Lehrsätze sind, sondern Wahrheiten, die in die Anbetung und Verherrlichung Gottes einmünden. Wenn man die großartigen Texte der eucharistischen Liturgie, und vor allem die unerschöpfliche Fülle der byzantinischen Hymnen des Offiziums betrachtet, dann wird einem klar, was gemeint ist, wenn Theologie in der Ostkirche als Verkündigung und Anbetung aufgefasst wird.

Wie zum Beispiel das Geheimnis der Menschwerdung des Gottessohnes aus Maria der Jungfrau in einem Lied theologisch und dichterisch ausgesagt wird, zeigt das folgende Troparion des Weihnachtsfestes: „Was sollen wir dir darbringen, o Christus? Erschienen bist du auf Erden als Mensch, um unseretwillen. Jedes deiner Geschöpfe bringt dir ein Dankgeschenk: die Engel ihr Singen, der Himmel den Stern, die Weisen ihre Gaben, die Hirten ihr Staunen, die Erde ihre Höhle, die Einöde die Krippe, wir aber die Mutter und Jungfrau. Du unser Gott vor aller Zeit, erbarme dich unser.“ Das Gedächtnis der Gottesmutter am

Weihnachtstag wird mit folgendem Lied besungen: „Ich sehe ein befremdendes und unerklärliches Wunder: die Höhle ist zum Himmel geworden, die Jungfrau zu einem Thron der Cherubim, die Krippe zu einer Wohnstatt, wo der Unbegreifliche, Christus, Gott, ruht. Singen wir Ihm und preisen wir Ihn hoch.“

Es versteht sich von selbst, dass solche Texte unmöglich als Teile einer Pflichtübung, oder wie wir Lateiner es nennen, eines in einem „Brevier“ zusammengefassten „0 Iziun absolviert“ werden dürfen. Sie müssen einfach gesungen, ja gejubelt werden. So ist es denn im byzantinischen Ritus selbstverständlich, dass all diese herrlichen Lieder, die zur Poesie gewordene Theologie sind, nicht einfach gesprochen, sondern immer gesungen werden. Jeder Gottesdienst wird somit zugleich Belehrung über die Glaubensinhalte und Lobpreis und Anbetung des dreifaltigen Gottes.

Dem Gläubigen wird nicht abverlangt, dass er das alles mit dem Verstand begreift. Selbst der große Kirchenvater Basilius bekennt: „Unser Verstand ist schwach, noch schwächer unsere Zunge ... Es ist leichter, den Ozean mit einem kleinen Becher auszuschöpfen, als Gottes unaussprechliche Größe mit dem menschlichen Geist zu erfassen.“ So fordert denn auch der Hymnus aus der Basiliusliturgie am Abend des Karsamstag auf. „Es schweige alles sterbliche Fleisch und verharre unbeweglich in Furcht und Zittern; nichts Irdisches nehme sein Denken ein, denn es naht der König der Könige, der Herr der Herren, um geopfert und den Glaubenden als Nahrung gegeben zu werden.“

Schweigend anbeten, das ist die angemessene Haltung des Gläubigen. Theologie, die nicht zu dieser Haltung fährt, ist dem östlichen Christen verdächtig. Aus diesem Grund hat sich die Ostkirche auch nie mit der scholastischen Theologie anfreunden können. Die Geheimnisse des Glaubens in trockenen Lehrstoff, bestehend aus These, Antithese und Synthese zu zergliedern, heißt für den orthodoxen Theologen nichts anderes als die Glaubensgeheimnisse zu Übungen für geistiges Florettfechten zu erniedrigen. Deshalb bevorzugt der Osten die sogenannte apophatische Theologie, die sich stets bewusst bleibt, dass man über Gott eigentlich nichts aussagen kann, und die, wenn schon etwas gesagt werden muss, sich lieber darauf beschränkt zu sagen, was Gott nicht ist. Auf jeden Fall muss Theologie zum Gebet führen, soll sie ihren Zweck nicht verfehlen.

Das ideale Gebet kommt mit wenigen Worten aus. In den Apophtegmata Patrum finden wir folgende Aussage über das Gebet: „Was ist reines Gebet? Ein Gebet arm an Worten, aber reich an Taten. Denn wenn deine Taten nicht deine Bitten übersteigen, sind deine Gebete bloße Worte, dann ist die Frucht deiner Hände nicht in ihnen (Kallistos Ware, Der Aufstieg zu Gott, S. 55).“ Ein Gebet arm an Worten! Wer denkt da nicht sofort an das kostbarste Gebet der Ostkirche - das Jesusgebet: Das Jesusgebet besteht entweder allein aus der ständigen Wiederholung des Namens „Jesus“, meist jedoch wird folgende, längere Formel verwendet: „Herr, Jesus Christus, Sohn Gottes, erbarme dich meiner, des Sünders.“ Eine solche Anrufung des Namens Gottes ist nicht nur auf das Christentum beschränkt, sondern auch im Hinduismus, Buddhismus und Islam kennt man ähnliche Anrufungen der göttlichen Namen. Der indische Hindu-Weise Sri Ramakrishna (1836-1886) hat dazu bemerkt: „Wer den inbrünstigen Glauben an die Macht des heiligen Gottesnamens in seinem Herzen trägt und diesen Namen Tag und Nacht wiederholt, bedarf keiner geistlichen Übungen mehr. Er überwindet alle Zweifel, sein Herz wird rein, und er erkennt den Herrn durch die Macht seines heiligen Namens.“

Der Vorteil des Jesusgebetes ist, dass es eine Art unsichtbaren Meditationsraum, eine Klosterzelle schaffen kann, in die sich der Beter zu jeder Zeit und an jedem Ort zurückziehen kann. Das Jesusgebet ermöglicht Sammlung und innere Stille, selbst in der Hektik des Alltags. Der Starez Paisy Velickovski (1722-1794), einer der Hauptverbreiter hesychastischer Gebetsformen in Russland, vergleicht das Jesusgebet mit einer Ikone. In einer geweihten Ikone ist der Herr gegenwärtig. Die Anrufung des Namens im Jesusgebet ist gleichsam eine Ikone aus Worten, welche den Herrn im Herzen des Beters gegenwärtig werden lässt. Im Büchlein „Das Jesusgebet“ bringt der anonyme Schriftsteller, der sich „ein Mönch der Ostkirche“ nennt, folgendes, treffendes Bild: Die Anrufung des Namens Jesu gleicht einem Prisma, das ein Bündel weißen Lichtes in die verschiedenen Farben des Spektrums zerlegt. Wenn wir den allumfassenden Namen anrufen, so benutzen wir den Namen wie eine Linse, die das weiße Licht aufnimmt und bündelt. Mit Hilfe einer Linse kann ein Sonnenstrahl einen brennbaren Stoff entzünden. Der heilige Name Jesus ist eine solche Linse. Die Frucht des Gebetes ist, dass der Mensch lernt, in einem Dauerzustand des Gebetes zu verweilen. Das

bedeutet nach hesychastischer Auffassung nicht mehr und nicht weniger, als dass der Beter immerzu vom göttlichen Taborlicht, das vom Antlitz Christi ausgeht, beschienen wird.

Was der erwähnte Hesychasmus näherhin ist, kann hier nicht ausführlich erläutert werden. Nur soviel sei gesagt, dass er eine typisch östliche Frömmigkeitsform ist, von der man heute weiß, dass sie eine erstaunliche Nähe zu den fernöstlichen Gebetspraktiken aufweist und daher für suchende Christen des Westens interessant zu werden beginnt. Der Hesychasmus geht auf das Bestreben der Mönche des byzantinischen Mittelalters zurück, das religiöse Leben so zu gestalten, wie es den Vätern, insbesondere Symeon dem Jüngeren, dem sogenannten Neuen Theologen, vorschwebte. Da sich dieses Ideal nach ihrer Meinung nicht in den Niederungen des klösterlichen Alltags verwirklichen ließ, zogen sich viele in die Einsamkeit zurück, um in Stille und absoluter Ruhe (hesychia) dem Gebet und der Kontemplation zu obliegen. Daher nannte man diese neuentstandene kontemplative Bewegung „Hesychasmus“. Während mit dem Fall des byzantinischen Reiches der Hesychasmus aus dem Leben der byzantinischen Restkirche fast völlig verschwand, überlebte er auf dem heiligen Berg Athos. Von hier aus drang er sogar im 18. und 19. Jahrhundert auf den Balkan und nach Russland vor und erlebte dort eine Blüte, die auch heute noch nachwirkt.

Das ersehnte Ziel aller Hesychasten war die leibliche Schau des Lichtes, wie es den verklärten Herrn auf dem Tabor umgab. Sie glaubten damit, das Wesen Gottes selbst zu schauen. Das war eine unhaltbare Ansicht. Deshalb setzte der in der orthodoxen Kirche als Heiliger verehrte Bischof Gregor Palamas von Thessaloniki (1296-1359) seine Lehre von der Unterscheidung zwischen Gottes Wesenheit (ousia) und seinen ungeschaffenen Energien (energeiai) entgegen. Mit dieser Lehre glaubte Gregor Palamas die Lösung gefunden zu haben, durch die nicht nur die erwähnten mystischen Erlebnisse der Hesychasten erklärt werden konnten, sondern auch die „ontologisch richtige Formel“ für jedes „Teilhabe an Gott“, das in der Ostkirche auch gern „Vergöttlichung des Menschen“ genannt wird. Eine Synode in Konstantinopel von 1351 hat diese Lehre feierlich als dem östlichen Denken entsprechend sanktioniert, während die römische Kirche sie bis heute nicht rezipiert hat.

Auch westliche Menschen beginnen den Hesychasmus interessant zu finden. So beschreibt H. Schäder die psychologische Seite dieses Phänomens folgendermaßen: „Es geht im Hesychasmus - das macht ihn auch für die moderne Therapie interessant - um eine Neuordnung des Verhältnisses von Gehirn und Herz. Es geht, zentraler ausgedrückt, um die Antwort des Menschen auf den göttlichen Zuruf. Gib mir, mein Kind, dein Herz! (Sprüche Salomos 23,26). Indem der Mensch von diesem Ruf angerührt -wird, entdeckt er, dass er nicht imstande ist, ihm Folge zu leisten; denn er hat sein Herz nicht in der Hand. Das heißt, das Zentrum seiner geistig-seelisch-leiblichen Existenz, als dessen Symbol und Werkzeug das Herz gilt, steht nicht in seiner Verfügungsgewalt.“ (H. Schäder, Das Glaubensbekenntnis des Gregor Palamas, in: Theologia 27)

Ein weiterer Zug ostkirchlicher Frömmigkeit ist die andersgeartete Auffassung von Sünde. Im Abendland sah man in der Sünde immer mehr die Verletzung des Rechtsverhältnisses zwischen Mensch und Gott. Deshalb hat auch die Beichte im Westen den Charakter einer Gerichtssitzung, die mit dem Freispruch des Angeklagten endet. Im Osten ist Sünde eher ein Wesensschwund, ein Substanzverlust, eine Verwundung, Erkrankung des ursprünglichen „Gottesbildes“ im Menschen. Die Beichte hat so mehr den Charakter einer Therapie. Erlösung ist also weniger die Wiederherstellung eines durch die Sünde gestörten Rechtsverhältnisses, sondern Seinserfüllung, Seinserneuerung, Seinsvollendung, Vergottung, bewirkt durch das Erlösungswerk Christi. In diesem Zusammenhang wird immer wieder das berühmte Wort des heiligen Athanasius zitiert: „Gott wurde Mensch, damit der Mensch Gott werde.“ Zu dieser „Vergöttlichung des Menschen“, dem Lieblingsbegriff der orthodoxen Erlösungslehre, schreibt ein westlicher Psychotherapeut, von dem man es nicht erwartet hätte, nämlich C. G. Jung, folgendes: „Wenn in der Seele nicht erfahrungsgemäß höchste Werte lägen, so würde mich die Psychologie nicht im geringsten interessieren, da die Seele dann nichts als ein armseliger Dunst wäre. Ich weiß aber aus hundertfacher Erfahrung, dass sie das nicht ist, sondern dass sie vielmehr die Entsprechung all jener Dinge enthält, welche das Dogma formuliert hat, und einiges darüber hinaus, was eben die Seele befähigt, jenes Auge zu sein, dem es bestimmt ist, das Licht zu schauen. Dazu bedarf es unermesslichen Umfangs und unauslotbarer Tiefe. Man hat mir ‘Vergottung der Seele’ vorgeworfen. Nicht ich - Gott selbst hat sie vergottet!“

Im Sinne unseres Themas „Die Bedeutung der ostkirchlichen Spiritualität für das westliche Christentum“ möchte ich nach dem Zitat von C.G. Jung, der der östlichen Spiritualität ohne es zu ahnen so nahe stand, eine Stelle aus dem Buch von Katharina Beta (Die russische Seele - Vom Denken, Fühlen und Beten des russischorthodoxen Christen, S. 78) anführen: „Die Unterschiedlichkeiten in den Grundimpulsen zwischen der orthodoxen Kirche und der römisch-katholischen dürfen nicht im Sinne der ausschließlichen Gegensätze gesehen werden. Auch im Osten gibt es Strömungen eines stark rechtlichen Verständnisses der Kirche, der Liturgie und der Lehre, aber auch im Westen kennt man vor allem im römisch-katholischen Bereich ein mystisches Grundverständnis von Kirche und Christentum. Die abendländische Kirchengeschichte wird durch immer neue Renaissance östlicher Mystik charakterisiert -gerade in neuester Zeit wurde ja das Verständnis für die ostkirchliche Liturgie vor allem durch römisch-katholische Theologen geweckt, die ... die Welt der orthodoxen Liturgie und Mystik neu erschlossen haben. Diese Unterschiede sind nur als Nuancen, als verschiedene Grundimpulse zu betrachten, die zu einem verschiedenen Aspekt der gemeinsamen Überlieferungen Anlass geben.“

Dieser Hinweis auf die gemeinsamen Überlieferungen, gegeben von einer Christin des Westens, die ihre geistige Heimat im christlichen Osten gefunden hat, führt uns zurück auf den Obersatz unseres heutigen Themas: „Reichtum für alle.“ Es ist noch nicht allzu lange her, dass der Westen im Osten „Reichtümer“ zu sehen vermochte. Das berühmt-berüchtigte vernichtende Urteil des protestantischen Theologen Adolf von Harnack zu Beginn dieses Jahrhunderts über die Ostkirche war sicher nicht eine Einzelmeinung, sondern wurde von vielen - wahrscheinlich auch Katholiken -geteilt. Harnack konnte in der Ostkirche keinen wirklichen Glauben entdecken, sondern er sah in ihr eine Religion des Amuletts und des Fetisches, über denen das „dogmatische Gespenst Jesus Christus schwebt“. Die ersten, die in unserer Zeit in der Ostkirche Reichtum entdeckten, waren - so seltsam das klingt - die Soldaten der Weltkriege. Viele haben erzählt, wie beeindruckt sie in russischen und anderen orthodoxen Kirchen waren, als sie zum ersten Mal einen Gottesdienst erlebten, wie diese fremde Glaubenswelt sie fasziniert hat. Mancher von ihnen hat aus einem brennenden Bauernhaus eine Ikone gerettet, sie in die Heimat mitgebracht und sie zeitlebens heilig gehalten.

Die nächsten, die dem Westen die Ostkirche näher gebracht haben, waren die Emigranten und die Gastarbeiter. Ihre Präsenz ist in Europa heute so groß, dass eigentlich niemand in den Osten fahren muss, um eine erste Bekanntschaft mit der Ostkirche zu machen. In Deutschland gibt es inzwischen viele ostkirchliche Zentren. Aus der Zeit, als reiche russische Leute in deutsche Kurorte zur Behandlung kamen, stammen so typisch russische Kirchen wie in Baden-Baden, Wiesbaden und Bad Kissingen. Sozusagen politischen Ursprungs sind die russischen Kirchen in Berlin, Potsdam, Leipzig und Darmstadt. Aber auch in neuester Zeit entstanden Kirchen verschiedener orthodoxer und altorientalischer Nationen in Deutschland wie in Düsseldorf, Bonn, München, Gifhorn, Kröffelbach, Warburg usw. Den meisten Orthodoxen bei uns ist oft gar nicht recht bewusst, welchen Reichtum sie da vor unseren Augen ausbreiten. Sie wundem sich nicht selten, dass sie bei den Deutschen so viel Aufmerksamkeit und Interesse finden. Eigentlich dürften sie darauf stolz sein, dass viele von ihrem Reichtum „naschen“ möchten, ja dass nicht wenige, die in der evangelischen oder katholischen Kirche die Wärme vermissen, bei ihnen geistige Geborgenheit finden.

Der Christliche Osten, Jahrgang LIV/1999/6, S. 361ff.